

**Nohl, Arnd-Michael (1995): Kinder des Kiez – „Türkische“ Jugendliche in
Schöneberg. In: blätter des iz3w, Nr. 207, August 1995, S. 36-38**

Kinder des Kiez

„Türkische“ Jugendliche in Schöneberg

Heftige Diskussionen löst momentan die von deutschen Beobachtern diagnostizierte „Türkisierung“ türkischer MigrantInnen aus. Sie wird als Selbstisolation oder als Folge von Diskriminierung unterschiedlich gewichtet. Kategorien nationaler Zugehörigkeit stehen dabei hoch im Kurs. Einen Perspektivenwechsel fordert Arnd-Michael Nohl nach seinen Erfahrungen mit dem Alltag von Berliner türkischen Jugendlichen.

Die migrationspolitische Diskussion in der BRD wird bestimmt von dem Problem der nationalen Zugehörigkeit der zugewanderten Minderheiten. Hierbei wird jedoch nur der staatspolitischen und gesamtgesellschaftlichen Perspektive Rechnung getragen, während die Sichtweise der MigrantInnen ins Abseits gerät. Nimmt man statt der nationalen Differenzierungen in z.B. „deutsch“/„türkisch“ die Alltagspraxis der MigrantInnen als Ausgangspunkt der Analyse, werden lokale Bindungen deutlich, die nationale Zugehörigkeiten in den Hintergrund drängen.

Das „Zuzugsalter“ von Kindern türkischer ArbeitsmigrantInnen, die im Rahmen der Familienzusammenführung in die BRD kamen, wurde in den siebziger Jahren unter dem Aspekt festgelegt, welches Höchstalter noch zur Assimilation an die deutsche Kultur befähige. Als in den achtziger und neunziger Jahren die nationale Loyalität zum Kriterium der Staatsbürgerschafts- und Wahlrechtsdiskussion wurde, ging es nicht um Aufenthaltsrechte, sondern um Rechte auf politische Mitbestimmung. Die Frage lautete: Kann eine Türkin, die der Türkei noch emotional und wirtschaftlich verbunden ist, die Politik einer deutschen ‚Schicksalsgemeinschaft‘ mitbestimmen, in die sie selbst nicht hundertprozentig eingebunden ist? Eine Klärung dieser von falschen Prämissen ausgehenden Frage steht noch aus.

Währenddessen wird das Vertrauen der bundesdeutschen ‚progressiven‘ Öffentlichkeit in die Abkehr der MigrantInnen von ihrem Herkunftsland erschüttert und das

Mißtrauen der Konservativen bestätigt: Die Kriegsparteien im kurdischen Konflikt entdeckten die BRD und deren türkische und kurdische Gemeinden als ökonomisch und propagandistisch nützlichen Nebenkriegsschauplatz. Im konservativen Lager rief man aufgrund der „Gewalt“, mit der die Sympathie kurdischer MigrantInnen für die ‚nationale Sache‘ des kurdischen Volkes zutage trat, schnell nach Strafe und Ausweisung. In progressiven Kreisen ist man bestürzt über die Resonanz, die die nationalistische Propaganda des türkischen Regierungssenders TRT-INT für „unsere Soldaten“ in der türkischstämmigen Bevölkerung hat und sieht im Hintergrund eine Selbstisolation von der deutschen Gesellschaft. Die Popularität türkischer Fernsehsender dient hier als „objektiver“ Nachweis einer „Türkisierung“, ohne daß überhaupt gefragt würde, welche Bedeutung diese Programme für die MigrantInnen haben.

Noch weit über dreißig Jahre nach Beginn der Arbeitsmigration in die Bundesrepublik beherrscht die Frage nach der nationalen Zugehörigkeit und Loyalität der MigrantInnen den öffentlichen Diskurs. Gleich jedoch, ob nationale Bindungen abgelehnt oder gefordert werden - durch die Reduktion der Migrationsproblematik auf den Begriff ‚Nation‘ wurde genau diese Zuordnung nach nationalen Kategorien ständig reproduziert. Die Differenzierungen in „deutsch“ und „türkisch“ werden zu Etiketten.

Nationale Etikettierungen werden nicht nur in der Politik, sondern auch von den MigrantInnen selbst gebraucht. Insbesondere dann, wenn sie nach ihrer nationalen Identität gefragt werden, wie es so häufig in Journalismus und Umfragen geschieht. Auf dieser Ebene wird aber nur deutlich, wie Identität der Außenwelt symbolisch vermittelt wird, bzw. an welche der beiden ihnen



zur Verfügung stehenden Nationalitäten die MigrantInnen sich gebunden fühlen wollen. Der Facettenreichtum von Identität wird nicht mehr wahrgenommen, wenn sie auf die nationale Etikette verdichtet wird. Leben reduziert sich aber nicht auf die Entscheidung für eine Nationalität. Erfahrungen in Schule, Familie, Ausbildung, Haushalt, Beziehungen zu Bekannten, Erfahrungen in staatlichen Behörden und beim Konsum - der Alltag also - nehmen einen breiteren Raum ein. Wenn wir Erzählungen über Alltagserfahrungen daraufhin analysieren, was sich in ihnen über die MigrantInnen selbst dokumentiert, gewinnen wir Zugang zu einer Identität, die hinter nationalen Symbolen liegt. Es wird deutlich, welch geringen Stellenwert nationale Etiketten im täglichen Leben der MigrantInnen haben.

Alltagserfahrungen, die es also zum Ausgangspunkt der migrationspolitischen Diskussion zu machen gilt, sind mannigfaltig und verschieden. Daher möchte ich die Ergebnisse der Studie, die ich im folgenden vorstellen werde, nicht zu Aussagen über die TürkInnen in Deutschland verallgemeinern. Ein angemessener Zugang zur Migrationsproblematik kann nur gesichert werden, wenn Offenheit und Neugier gegenüber den vielfältigen Lebenslagen der Betroffenen gewahrt bleiben.

Kumpels und Forscher

Im Rahmen eines Forschungsprojektes wurden ca. 60 Gruppen männlicher Lehrlinge aus verschiedenen Stadtbezirken Berlins befragt. Die geplante Einbeziehung von weiblichen Jugendlichen in die Studie wurde leider nicht finanziert. So konnten wir das, was die jungen Türken aus dem Bezirk Schöneberg über ihr Leben erzählen, zwar nicht mit Erzählungen junger Türkinnen, wohl aber mit denen deutscher Gruppen von Fußballfans, Musikern und anderen Jugendlichen vergleichen.

Hakan, Ismail, Baki und Deniz sind Jugendliche im Alter von 17 bis 22 Jahren. Wir haben sie in verschiedenen Jugendzentren des Berliner Bezirks Schöneberg kennengelernt, wo sie häufig im Kreise ihrer Freunde anzutreffen sind. Wie für ihre deutschen Altersgenossen sind auch für Hakan und die anderen Jugendlichen ihre Gruppen sehr wichtig. Hier können sie ihre Freizeit verbringen, Erfahrungen, die sie zu Hause oder in Schule und Arbeit gemacht haben, verarbeiten und Pläne für die Zukunft entwickeln. In den Cliquen gibt es niemanden, der noch zur Schule geht. Einige der jungen türkischen Männer sind in der Ausbildung, andere arbeitslos. In ihrer Freizeit spielen sie Karten, Billard, einige 'sprayen', und eine Gruppe verbringt ihre freien Abende mit Breakdance.

Immer, wenn wir das erste Mal eines der Jugendzentren besuchten, fühlten wir uns wie Eindringlinge in einem Wohnzimmer.



Ein paar Gemüseläden ihrer Eltern prägen das Klischee vom Kiez

An dem Abend, an dem wir Baki und seine Clique kennenlernten, kamen wir in den Aufenthaltsraum und hielten Ausschau nach den SozialarbeiterInnen. Baki, der hinter einer Theke stand, rief uns zu: „Ich bin hier zuständig“. Daß die Jugendlichen den Raum als ihren Raum betrachten, wurde uns wenig später noch deutlicher. Aus einer anderen Ecke kam ein junger Türke auf uns zu, fragte nach unserem Anliegen und forderte uns schließlich auf, uns vorzustellen: „Wenn man wo neu ist, muß man doch erzählen, wer man ist“. Nachdem wir die Jugendlichen näher kennengelernt hatten, klärte uns Baki darüber auf, daß wir die Möglichkeit, im Jugendzentrum zu forschen, lediglich der Großzügigkeit und dem Vertrauen der Jugendlichen zu verdanken hätten. Während die Hausordnung versteckt in einer Ecke hängt, bestimmen die ‚ständigen Gäste‘ des Jugendzentrums dessen eigentliche Regeln.

Interpretation von Diskriminierung

Dabei hat unser Eindruck der Metamorphose des öffentlichen Raums in die Privatsphäre einer Wohnstube wenig mit einer Abgrenzung von den deutschen ForscherInnen zu tun. Wir wurden vielmehr dadurch zu Fremden, daß die Jugendlichen sich alle untereinander „von klein auf kennen“ und, wenn schon nicht dickste Freunde, so doch wenigstens alle „Kumpels“ sind, wie sie selbst sagen. Die gemeinsame Sozialisation in den sie umgebenden Straßenzügen schafft gegenüber Fremden eine Solidaritätsbreitschaft untereinander, die auch Inter-

sensunterschiede und differierende Lebensziele in den Hintergrund rücken lassen.

Obwohl keine der uns bekannten Gruppen von Auseinandersetzungen mit Skinheads berichtet, kommt das Gespräch unter den Jugendlichen immer wieder auf Diskriminierungen. Baki, der nach dem Abbruch einer Ausbildung wieder auf Arbeitssuche ist, erzählt von Gesprächen mit ArbeitgeberInnen: „Man redet mit denen am Telefon, macht einen Termin klar und am Telefon kriegen die nicht mit, daß man Ausländer ist... Weil wir zum Teil sehr gut Deutsch sprechen... Und wenn wir dort hingehen, sehen die unsere schwarzen Haare und sehen daran, daß wir Türken beziehungsweise Ausländer sind. Und danach stellen sie irgendwelche Hürden auf, daß man diesen Beruf nicht kriegt. Also, wenn du zum Beispiel aussiehst wie ein Zwanzigjähriger, sagen die, diesen Job kriegt man erst mit fünfundzwanzig Jahren...“ In diesem auf einer recht allgemeinen Ebene gehaltenen Diskurs ist nicht erkennbar, ob die ArbeitgeberInnen Baki tatsächlich diskriminieren wollte, oder ob der Jugendliche die fehlgeschlagene Bewerbung so interpretiert.

Genau dies ist aber das Problem, das sich in den Erzählungen vieler Jugendlicher über rassistisches Verhalten ausdrückt: Da diejenigen, die diskriminieren, sich hinter „Ausreden“ verstecken und insofern inauthentisch sind, können die Jugendlichen sich der Intentionen ihres Gegenübers nicht sicher sein. Eine inhaltliche Auseinandersetzung über rassistisches Verhalten wird dadurch unmöglich. Auf der anderen Seite laufen die Jugendlichen Gefahr, Situationen fehlzuinterpretieren, wenn die häufigen Diskri-

minierungserfahrungen außerhalb konkreter Situationen, z.B. durch mündliche Weitergabe oder Verbreitung durch Medien, zu stereotypen Interpretationsmustern sozialer Situationen werden. Nicht mehr nur der einfache, offene Rassismus gefährdet also die Kommunikation zwischen Deutschen und MigrantInnen, das Problem ist viel komplexer geworden: Wo auf der einen Seite inauthentisches Verhalten waltet und auf der anderen Seite die Wahrnehmung durch die Furcht vor Diskriminierung geprägt ist, wird eine Verständigung immer schwieriger.

Die jungen türkischen Männer werden gerade mit dem Eintritt in den Arbeitsmarkt mit Diskriminierung hinsichtlich ihrer Herkunft konfrontiert. In der folgenden Erzählung zeigt sich, in welcher mißliche Situation Ismail dadurch gerät, daß er die Diskriminierung nicht thematisieren kann: „Seit ich arbeite, weiß ick, daß ick en Ausländer bin. Davor war mir das gar nicht bewußt, die waren alle gleich für mich in der Schule, kein Problem. Die nennen mich alle da (auf der Arbeit, AMN) Mustafa, die können nicht meinen richtigen Namen aussprechen... Und denn ab und zu die Ausländerwitze, kann ick gar nichts sagen, wenn ich da was sage, dann schieß ich mich ja selbst an.“ Erst dadurch, daß ArbeitskollegInnen die individuelle Authentizität von Ismail nicht anerkennen und ihn mit einem türkisch-ethnischen Namen etikettieren, wird Ismails Identifikation mit den Gleichaltrigen und seine Selbstgewißheit erschüttert. Die Fremdetikettierung führt zu einer Reflexion der eigenen Identität, ohne daß allerdings in einer nationalen Zugehörigkeit Zuflucht genommen wird.

Nicht türkisch, nicht deutsch und auch nichts dazwischen

Nicht alle jugendliche Cliques führt die Konfrontation mit Rassismus zu einer Auseinandersetzung mit der eigenen Identität. In subkulturell orientierten Cliques, die in Breakdance oder auch kriminalisierbares Verhalten „eintauchen“, verlieren die Herkunft einzelner betreffende Diskriminierungen entweder an Bedeutung oder sie dienen der Eskalation von körperlichen Auseinandersetzungen. So muß man an die Erzählungen derjenigen anknüpfen, die sich angesichts diskriminierender Fremdetikettierungen ihrer Identität neu vergewissern müssen, um sich der Identität bzw. Kultur der türkischen Jugendlichen zu nähern. Dabei ist zu beachten, daß die Jugendlichen eben nur von außen, durch die ForscherInnen und DiskriminiererInnen, ihrer Selbstgewißheit beraubt werden und ihre Kultur explizieren.

Hakan, der ebenfalls von Schwierigkeiten bei der Arbeitssuche berichtete, warf den ArbeitgeberInnen vor, einen „Nationalitätensmensch“ einem „richtigen Arbeiter“ vorzuziehen. Die Jugendlichen lehnen es also selbst dort ab, sich als Türke oder Deutscher

zu definieren, wo ihre nationale Identität zum Gegenstand der Diskussion gemacht wird. Mein Ansatz, nicht nationale Etiketten, sondern den Alltag der MigrantInnen zum Ausgangspunkt der Diskussion zu machen, findet in den Erzählungen der Jugendlichen eine Entsprechung. Sie favorisieren Kategorien, die sich auf ihre Kompetenzen in der bundesrepublikanischen Gesellschaft beziehen.

Baki: „Wenn ich einen Jugendlichen sehe, der genauso alt ist wie ich und kaum Deutsch spricht, dann ist er für mich blöd. Ich meine, er ist genauso großgeworden wie wir und der lebt hier in Deutschland. Er muß auf jeden Fall die Sprache der Deutschen lernen. Das hört sich irgendwie dumm an, wenn ein Türke, der genauso alt ist wie wir, kommt und sagt, ‚Lies mal bitte vor, was hier steht‘. Wie will er dann weiterleben, er fängt dann von dort an, wo auch sein Vater vor zwanzig Jahren angefangen hat. Zum Glück ist es bei uns nicht so. Unsere Eltern haben hier schon sehr viel erreicht, und wir müssen das irgendwie fortsetzen und nicht an der gleichen Stelle bleiben.“ Die Aufstiegsabsicht, die Baki hier im Rahmen der Familienbiographie entwickelt, impliziert keine Anpassung, sondern gründet sich auf Kompetenz. Dies wird auch deutlich, wenn ein Freund Bakis Rede mit einem türkischen Sprichwort illustriert: „Versuch, irgendetwas auf die Beine zu stellen, und werde nicht so ein Esel wie dein Vater.“

An dem Sprachverhalten der türkischen Jugendlichen dokumentiert sich deren Alltagspraxis, die nicht als eine zwischen den Kulturen liegende bezeichnet werden kann, auch wenn die Jugendlichen „Mischmasch“ sprechen, wie sie selbst sagen: Was sie in einer deutsch dominierten Umwelt erlebt haben, erzählen sie auch in deutsch. Obwohl die türkischen Übersetzungen von „Kaufhaus“ oder „Ausländeramt“ existent sind, werden sie nicht benutzt. Umgekehrt finden Erlebnisse im türkischen Milieu ihren besten Ausdruck in der türkischen Sprache. Mit der Charakterisierung als „Mischmasch“ ist aber nur ein Aspekt ihrer Alltagspraxis beschrieben.

Heimweh nach Schöneberg

Eine besondere Bedeutung für die Identität der Jugendlichen spielt das Stadtviertel. In Bakis Gruppe zeigte sich eine Solidaritätsbereitschaft, die alle diejenigen einschließt, die im gleichen Quartier aufgewachsen und daher „Kumpels“ sind. Wenn hingegen Deniz und seine Freunde über ihr Wohngebiet reden, verschmelzen der Ort der gemeinsamen Sozialisation und die Aura der eigenen Bande: „Wir sind Schöneberger Jugendliche und in Schöneberg sind ja die Red Devils berühmt... Die Red Devils wurden am Schillerplatz gegründet. Da wo wir alle herkommen, so in der Gegend.“ Die enge Bindung an den heimatlichen Bezirk

wird auch in der Abgrenzung von anderen Stadtteilen konstruiert.

Angesichts drohender Diskriminierungen gehen die türkischen Jugendlichen nur in Gruppen in den Ostteil der Stadt. Aber auch der Bezirk Kreuzberg erscheint in den Erzählungen von Ismail als ein Synonym für das Chaos: „Nee hier (in Schöneberg, AMN) ist es eigentlich jut. Ich war heute in Kreuzberg, ich steig aus und dacht, ich bin in der Türkei. Ich schwör dir, die ganzen Junkies und die ganzen Türken...“

Während Schöneberg Heimat verkörpert, ist die Türkei für die jungen Migranten ein fremdes Land, in dem sie Urlaub machen oder Verwandte besuchen. Zwar berichten die Jugendlichen von Plänen ihrer Eltern, im Rentenalter in die Türkei zuückzukehren. Wie unvorstellbar eine „Re“integration aber für sie selbst ist, wird schon in den Erzählungen über vergangene Urlaube deutlich. Diese Besuche, von Ismail als „schrecklich“ bezeichnet, werden bisweilen aus Heimweh, nicht nach Deutschland, sondern nach Schöneberg, vorzeitig abgebrochen. Angesichts einer derartigen „Bodenständigkeit“ kann es nicht verwundern, daß die türkischen Jugendlichen auch nach ihrem Auszug aus der elterlichen Wohnung in Schöneberg bleiben wollen. Auf das Problem der Wohnungsknappheit hingewiesen, erklärt Deniz: „Sie müssen mir hier eine Wohnung geben. Meine Eltern leben schon seit dreißig Jahren in Schöneberg, im selben Haus. Und alle meine Brüder wohnen auch in Schöneberg. Mein Vater erlaubt gar nicht, daß wir wegziehen.“ Nicht nur in der Aura der Banden und der Sozialisation, sondern auch in der Familiengeschichte konstituiert sich die identitätsprägende Bindung an das Stadtviertel.

Neben solchen Bindungen vollzieht sich eine „Türkisierung“, so sie denn überhaupt zu beobachten ist, also allenfalls auf einer symbolischen Ebene. Wenn ich die „Bodenständigkeit“ dieser jungen Migranten vergleiche mit den vielen Ortswechseln, die ich selbst in einer kaum längeren Lebensspanne mitgemacht habe - und die sich aufgrund des arbeitsmarktpolitischen Zwangs zur Mobilität sicherlich auch in vielen anderen Lebenläufen niederschlagen -, wird deutlich: der auch von mir mangels Alternativen gebrauchte Begriff „MigrantIn“, also WanderIn, erhält seine Legitimation nur noch aus dem meist im Ausland liegenden Geburtsort und den Bestimmungen des Ausländergesetzes, denen die Jugendlichen unterworfen sind.

Arnd-Michael Nohl

Anmerkungen:

1) Dazu etwa die Diskussion in der TAZ vom 9., 18., 23. und 29. Mai über Integration und „Rückzug“ der Türkinnen in Deutschland.

2) Ich habe jedenfalls in der vergangenen Zeit bei den Jugendlichen keine Zunahme der Verwendung nationaler türkischer Symbole oder anderer Zeichen einer „Türkisierung“ feststellen können.